

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 36 (1946)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]  
**Autor:** Vuilleumier, J.F.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645354>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

4. Fortsetzung

Aus Begeisterung und zum eigenen Erstaunen ob etwas völlig Unbegreiflichem hatten sich damals seine Buben-  
augen mit Tränen gefüllt, dass er am liebsten losgeheult hätte, wenn er sich nicht so furchtbar vor den andern hätte schämen müssen.

Jener erste Abend im „Freischütz“ wurde für Grossvater Frei das stärkere und leuchtendere Erlebnis als sein eigenes Auftreten als Musiker, obwohl er auch damals die Erregung der stolzen Freude kaum zu bemeistern vermochte. An jenem ersten Abend auf der obersten Galerie des Stadttheaters konnte nur noch etwas in der gleichen himmlischen Eindrücklichkeit herankommen: Trinis erstes Auftreten. Drum musste Grossvater Frei dieses erste Auftreten in genau der gleichen Weise erleben wie damals das Glück als Knabe.

„So weit sind wir noch lange nicht“, unterbrach ihn Trini schüchtern in seinem Schwärmen, „vielleicht wollen sie mich drüben gar nicht in ihrer Metropolitan Oper!“

„Dich nicht wollen...?“ beehrte er entrüstet auf.

Nun ja, sie haben reichere und grössere Sängerinnen als so ein kleines, armes Schweizermädchen...“

„An Geld und falschen Brillanten reichere vielleicht schon, Trini, aber was bedeutet das? Auch die reichste dieser Damen besitzt keine Stimme wie du. Wenn wir drüben noch tüchtig üben, dann gelingt es. Das schleckt für mich keine Geiss weg, auch keine amerikani-sche!“

Er liess sich in seinem Eifer durch keine Zweifel stören. Er schilderte die Empfänge, den Glanz, die Toiletten, die Festabende, die jedes Auftreten Trinis mit sich bringen werde. Sie werde nach der Aufführung bei den berühmtesten amerikanischen Millionären eingeladen, um als grosse Gunst, die sie verteile, sie allein — nach dem Festmahl eines ihrer kleinsten Lieder zu singen. Dann sei sie reicher und umschwärmer als die reichsten Dollarbesitzer, die sich um sie rissen, denn sie besitze mit ihrer Stimme einen Schatz, den sich niemand mit Geld kaufen könne.

Wer ein solches Geschenk Gottes erhalten habe, der habe damit auch eine Sendung bekommen, einen Auftrag, andere glücklich zu machen. Jedem Künstler werde diese Bestimmung zugewiesen, dem gottbegnadeten Musiker am meisten. Denn was er bringe, das gehe direkt zum Herzen. Und Trini brauche nur den Mund zu öffnen und der goldene Klang ihrer Stimme falle wie Sonnenschein über die Welt, wie lebendiges, himmlisches Glück...

Grossvater Frei begeisterte sich an denselben Worten, die ihm vor Jahrzehnten sein eigener Lehrer am Konservatorium einmal gepredigt hatte. Er wusste es nicht. Er hatte sie inzwischen längst vergessen gehabt. Nun erwachten sie in ihm, als sei ein verborgenes Fach in seinem Innersten aufgesprungen. In kindlichem Glück gab er sie wie Selbsterkanntes, Selbsterdachtes weiter.

Trini unterbrach ihn nicht mehr. Die Freude, die Hoffnung, dass vielleicht nur ein Teil eines solchen Glückes für sie Wirklichkeit werden könnte, riss sie in beglückender Ungewissheit hin und her zwischen Zweifel und Glauben an ihre eigene Bestimmung. Sie gab sich dem Taumel hin, den Grossvaters Begeisterung in ihr entfachte. Sie schloss die Augen und hörte zu und wollte die Märchenwelt wenigstens im Traum einmal miterleben, die ihr der alte Mann unbeholfen, aber in einer unerhörten Farbigkeit erstehen liess.

Und als er endlich schwieg, weil er selbst das Glück solcher Pläne und Bilder nicht mehr in Worte fassen konnte, als Trini ihre Augen wieder öffnete, da hatte der Wind die niedern Wolken zerrissen. Ihre hellen Schwaden trieben wie Rauch in langen Strichen davon. Zwischen ihnen war ein tiefschwarzer Himmel aufgegangen, an dem das volle Mondviertel funkelnd neben wenigen leuchtenden Sternen stand.

Silberlicht floss in die Wogen hinunter und glitzerte auf den Wellenkämmen, die vom fernen dunklen Horizont herzukommen schienen und weiter und weiter fluteten, einer unsichtbaren Zukunft entgegen, welche für Trini auf einmal das

Geheimnis eines hellen, beglückenden neuen Morgens enthielt.

Sie wandte sich nach Grossvater Frei, nahm den Überraschten in die Arme und küsste ihn ungestüm: „Grossvater... Grossvater...“ Das war alles, was sie sammeln konnte: „Grossvater...“

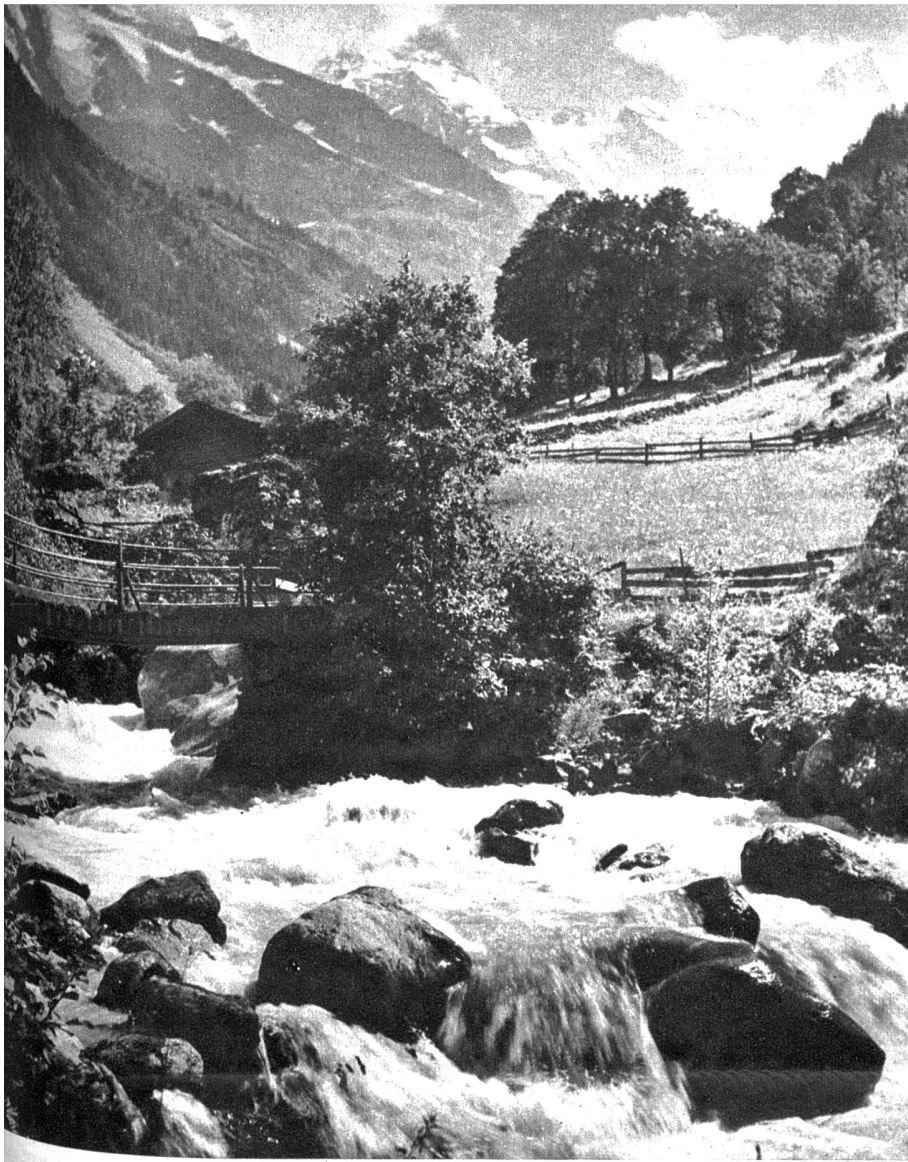
Von weither aus dem Schiffsinnern, aus den Salons der ersten Klasse brachte der Wind leise Töne eines Konzertes — Musik, die so dünn und zerbrechlich klang, wie das silberne Mondlicht, das überall aufglänzte, wo eine Wolke sich hob, das wie Perlen in die Wellentäler rollte, wenn die Woge sich rauschend senkte und brach.

„Stich — Stich — und das und das und das...“

Die Faust mit den Karten knallte auf den Tisch. Die andern Spieler schoben ihre verlorenen Trümpfe misstrauisch hin. Schmidlins Ruedi, der Rothaarige, liess sie liegen, bis er seinen letzten Stich ausgespielt hatte. Dann rückte er den Gewinn mit breiten, derben Händen vor sich zusammen und begann ihn grinsend zu zählen. Er hatte ein klingendes, harmloses Lachen auf seinem breiten Schweizergesicht, über dessen niederer, durchfurchter Stirne die kupfernen Haare sich widerspenstig scheiteln liessen. Fremd und ungewohnt wirkten die beiden tief eingegrabenen Falten, die sich links und rechts von der Nase in die glattrasierten Backen schnitten. Sie verrieten, dass Schmidlin bereits verschiedene Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und den Aufdruck, den das Land jedem nach kurzer Zeit einprägt, erhalten hatte.

Schmidlins Ruedi war einmal Bäcker gewesen und als solcher nach Amerika ausgewandert. Er hatte sich im Westen herumgetrieben, in den Städten Kaliforniens gearbeitet, war während einer verdienstlosen Zeit auf eine Farm geraten. Weil er aber auf all den Fahrten den Bauernsohn nie abgelegt hatte, hängte er nun den Bäckerberuf an den Nagel und wurde Farmer. Bei einer Familie norddeutscher Auswanderer im Staate Iowa fand er eine gute Stelle, in der er sich bald daheimfühlte. Die aufrechten, wortkargen Männer erinnerten ihn an seine Kameraden im Waldenburgerthal. Da er im Sinne hatte, Farmer zu bleiben, bald einen kleinen Hof auf eigene Faust zu führen, kehrte er nach der Schweiz zurück und holte sich eine Frau. Er hatte sich seiner Jugendliebe erinnert, an die kleine, zähe, schaffige Ida Senn. Nun befand er sich mit ihr auf der Rückreise nach den weiten Ebenen jenseits des Mississippi.

Die junge Frau hatte am ersten Tag Mutter Bigler und Trini schüchtern gefragt, ob sie sich für die Fahrt über das grosse Meer ihnen anschliessen und ein Bett in ihrer Viererkabine belegen dürfe. Sie folgte gerne allen Anweisungen Trinis und da sie sich auf dem Schiff nie recht wohl fühlte, leistete sie Mutter Bigler Gesellschaft, streckte sich tags-



An der weissen Lutschine im Lauterbrunnental

über auf dem schmalen Bett aus und ass und trank gehorsam alles, was Trini anordnete.

Der kleine, derbe, breitschultrige Ruedi mit seinen blauen lachenden Augen hatte inzwischen unter den Männern umgesehen. Er kam sich neben dem naiven Peter als Weltreisender vor, überquerte er doch den Atlantischen schon zum dritten Mal. Er war rasch für ein Kartenspiel zu haben zum Zeitvertreib, nicht aus Leidenschaft. Mit Peter verstand er sich vorzüglich, während er die beiden andern Gesellen, den öligen Stanislaus Pratschinsky und den quecksilbrigen Guerino Piantini lieber gemieden hätte. Doch da man zu einem richtigen Jass am besten zu viert war, ertrug er sie, obwohl Peter mehr als einmal besänftigen und einen offenen Streit zwischen Schmidlin und Piantini verhindern musste.

Auch jetzt begehrte der kleine Italiener wütend auf, als Ruedi seinen Gewinn schmunzelnd einstrich. In einem mit italienischen Brocken stark vermischten Englisch fuhr er über den ruhigen Baseliener her, der ihm in seinem unverständlichen Kauderwelsch, das er sich unter

den Farmern in Iowa angeeignet hatte, die gebührende grobe Antwort gab.

Piantini, der nur den Sinn der Worte begriff, schlug mit der kleinen, nervigen Faust auf den Tisch und brüllte in italienischer Sprache alles, was ihm die Wut gerade eingab, bis ihm sein Freund Stanislaus mit einem „halt die Klappe“, den Faden entzweischneit.

Piantini duckte sich sogleich. Ein eigentümliches Verhältnis schien zwischen den beiden zu bestehen, als fürchte sich der Italiener vor Pratschinsky und gehorche allen Anweisungen des Polen wie den Befehlen eines Vorgesetzten.

Er verschluckte auch jetzt wieder hustend den Rest des Ärgers, stand auf und verschwand. Schmidlin bestellte noch einen Becher Bier, den er gemütlich allein austrank, nachdem Peter und Pratschinsky sich verabschiedet hatten. Schmidlin liebte es, bis gegen Morgen hier zu sitzen, weil er nachher bis gegen Mittag schlafen durfte und kurz vor dem Mittagessen ein Frühstück verzehrte, das ihm in seiner Üppigkeit wie ein Festmahl vorkam.

Ein derart ungestörtes Schlemmer-

dasein, das seinen üblichen Gewohnheiten widersprach, kam ihm als Zeichen der Freiheit des Weltreisenden vor; vornehm war es, ein Leben, wie es die Millionäre der Grossstädte jahraus, jahrein führen mussten, und wie es sich nun auch einmal der einfache Bauer von Cedar Rapids gestatten konnte. Er sass am leeren Tisch, an dem die Karten noch zerstreut lagen, schlürfte sein Bier in kleinen Zügen und dachte an nichts. Er hatte kein Bedürfnis nach Gespräch oder Unterhaltung. Er genoss die Stunde und fand das Leben eine herrliche Einrichtung, während er seinen Stumpfen ansteckte, den er sich mit einem Dutzend weiterer Päckchen durch Zoll und Inspektion bis in die amerikanischen Gewässer hinübergerettet hatte.

Peter und Pratschinsky schlenderten durch die blendend hellen Gänge nach dem vorderen Deck, dessen kleiner, von Kranen und Rollen, Seilen und Werkzeugen verstellter Raum für die Passagiere der dritten Klasse reserviert blieb. Grossvater Frei und Trini hatten sich kurz zuvor nach der Kabine begeben. Niemand war mehr zu treffen. Man konnte ungestört und leise miteinander sprechen.

Pratschinsky nahm das Thema wieder auf, das er seit zwei Tagen mit Peter eifrig bearbeitete: er kannte sich in den armen Einwanderervierteln Neuyorks genau aus. Er wusste, welche wenig erfreulichen Aussichten auf einen jungen, des Landes unkundigen Fremden warteten. Er selbst habe eine harte Lehre damals mitgemacht, als er seinerzeit zum ersten Mal in dieses gelobte Land gekommen sei. Er grinste spöttisch: gelobt sei das Land ja nicht besonders, solange man es nicht selbst dazu mache und dafür seien die augenblicklichen Verhältnisse bedeutend günstiger als zu seiner Zeit...

„Wegen der Prohibition?“ wagte Peter einzuwenden, denn soviel hatte ihm Pratschinsky am Abend zuvor berichtet.

„Richtig geraten“, grinste der Pole. Und er erging sich in langen, gewundenen, glatten Ausführungen über die von wenigen geahnten Möglichkeiten, rasch und sicher Geld zu verdienen, die die Prohibition in den Grossstädten geschaffen habe — wenn man, das war das Wichtigste — wenn man erstens die nötigen Beziehungen besitze, die in Amerika immer verlangt werden, ob man nun sein Office an der schmutzigen Mulberry-street oder in einem eleganten Wolkenkratzer der Wallstreet einrichte, das sei gehüpft wie gesprungen, er, Pratschinsky, besitze eben solche Beziehungen...

Er schlürfte die Luft unter der Zunge in den breitlippigen Mund. Das Geräusch ekelte Peter, aber er schob den Eindruck beiseite und lauschte gespannt, was der Pole weiter erzählte: wie er einem andern, der ihm sympathisch sei, die eigene Lehrzeit schon ersparen würde, er selbst habe damals schliesslich auch den richti-



gen Freund getroffen und von jenem Tag an sei es mit ihm aufwärts gegangen. Allerdings besitze er eben auch die zweite unerlässliche Voraussetzung: Courage. Rücksichtsloser Mut gehöre dazu und keine Limonadenseele... Er warf einen Blick nach Peter, den dieser genau spürte, ohne ihn in der Dunkelheit zu sehen. Er fühlte sich gekränkt; da der andere an seinem Mut zu zweifeln schien. Schon hatte er es auf der Zunge, stolz zu berichten, dass er bereits einmal als grüner Junge hinter Schloss und Riegel sass, dass er seine Papiere fälschen musste, um nur bis hierher zu kommen, dass ihm also auch ein Pratschinsky etwas Rechtes zutrauen dürfe...

„Nun, auf diesem Gebiet kann ich mit allerhand aufwarten“, begann er protzig, unterbrach sich jedoch selbst erschrocken, da es ihm im gleichen Augenblick eiskalt über den Rücken lief, er sei daran sich zu verraten, ehe er die letzte Kontrolle, die es bei der Einfahrt bestimmt geben musste, überstanden hatte. Dazu kannte er den Polen viel zu wenig, um ihm derart wichtige Dinge anzuvertrauen. Wenn der Kerl ein Geheimagent wäre...? Obwohl er ihm gerne einen Schlag für die Limonadenseele versetzt hätte, schwang er verbiessen. Er unterdrückte den Widerwillen, den Hass, der gegen Pratschinsky in ihm aufzischte, ebenso gründlich, wie er den Wunsch zu plaudern soeben unterdrückt hatte.

Pratschinsky tat übrigens so, als beachte er es gar nicht, dass Peter seinen angefangenen Satz nie zu Ende redete. Nach kurzer Zeit eines Missmutes meinte er wohlwollend verächtlich: „ich weiss, ich weiss — auch ein Schweizer ist nicht unbedingt aus Milchsokolade hergestellt. Man hat wohl daheim das und jenes geleistet, sonst würde man gar nie ans Auswandern gedacht haben... hehe... Hier allerdings genügen kleine Dinge wie „das und jenes“ nicht mehr...“

Zum mindesten könne sich Peter glücklich schätzen, dass ein Stanislaus Pratschinsky — man nenne ihn unter Pfarrkindern übrigens einfach Prat — Gefallen an ihm gefunden habe. Mit Zeit und Gelegenheit werde sich das Weitere geben. Und jetzt möchte er schlafen gehen. Man sehe sich ja auf dem verdammten Kahn früh genug wieder, da man wie Hunde in denselben engen Stall eingesperrt sei und sich nicht meiden könne, selbst wenn man gerne wollte. Sein Schweizer Landsmann Schmid oder wie er heisse, der Rothaarige sei übrigens ein Esel, trotzdem er im Spiel manchmal ein unverdientes, kleines Glück habe... Kleines Glück nur, grinst Prat, liess Peter unvermittelt stehen und stieg die ecke, hell erleuchtete Treppe ins Schiffsinnere hinab.

Peter wandte sich noch einmal nach dem Bug der „France“. Er spürte ein eigentümlich starkes Bedürfnis, einige tiefe Züge zu tun und seine Lungen mit frischer, salziger Luft zu füllen, als müsse er einen üblen Geruch, den Prat um sich

verbreitete, loswerden. Und doch hätte er nicht sagen können, dass das Parfum, das der Pole zu verwenden schien, übertrieben stark und widerlich riechen würde. Herbe Camilien... nannte es Prat.

Das Bedürfnis, sich nach einem Gespräch mit Prat zu säubern, musste aus einem andern Grunde entstehen. Peter wusste nicht recht weshalb. Vielleicht schöpfte er auch nur noch einmal Luft, weil ihm vor der engen, stickigen Vierkabine graute, in die er nun ebenfalls hinuntersteigen musste, um sich endlich hinzulegen.

Als er den Vorhang zurückschob, der die offene Kabinentüre vom schmalen Gang trennte, hörte er das sich überschneidende verschiedene schnelle Atmen der beiden Schlafenden: Grossvater Frei und Stanislaus Pratschinsky.

Am nächsten Morgen fand Trini, die wie üblich beizeiten ihren Liegestuhl nach einer geschützten Ecke schob, dichten Nebel über dem nassglänzenden Deck. Jetzt begriff sie den dumpfen Ruf, den sie beim Erwachen drunten in der Kabine vernommen hatte. Hier klang er laut, heiser, unheimlich. Das Schiff meldete sich, schöpfte kurz Atem und rief warnend von neuem sein dunkles Huuu! Trini schaute fröstelnd in die graue, dicke Luft hinaus. Nässe tropfte aus den Seilen und den Masten.

Unschlüssig blieb sie unter der Türe zum offenen Deck stehen. Der Luftzug blies kalt gegen ihren schmalen Körper. Plötzlich ertönte die freundliche Stimme eines Matrosen gerade neben ihr, so nahe, dass Trini ob der Begegnung aus dem Nichts zusammenschrak.

„Wir sind in der Nähe der Neufundlandbänke, Mademoiselle, hier gibt es fast immer Regen und Stürme. Der erste Willkommensgruss Amerikas. Mademoiselle wird bedauern, dass die Fahrt bald überstanden ist...“

Trini zögerte: „bedauern...? Warum denn?“

Der sehnige, von der Sonne gebräunte Bursche war soeben aus dem Mastkorb hinuntergestiegen über die lange, schwankende Strickleiter. Trini hatte bei gutem Wetter seiner halsbrecherischen Kletterei oft zugesehen. Sie erkannte sein fröhliches, junges Gesicht wieder, dessen durchsichtig graue Bretonenaugen sie anblitzten. Sie fragte ihn erstaunt, wie man, ohne etwas zu sehen, den Weg aus dem Mastkorb überhaupt zurückfinden vermöge? Das musste eine kitzlige Sache sein...

Er lachte mit seinem schmalen Mund, dass Trini die ganze Reihe der spitzen, kleinen, eng ineinandergeschobenen Zähne entdeckte: „allerdings eine kitzlige Sache! Ein Fehltritt und man bricht sich die Glieder auf dem tief unten liegenden Deck. Sollte das Schiff dazu noch tüchtig rollen, verschwindet man im Wasser, ein Frühstück für den hungrigen Haifisch...“

Als er sah, wie Trini erschrocken den

Kopf schüttelte, glänzten seine Spitzbubenaugen noch heller: „nur keine Angst, Mademoiselle, man kennt seinen Beruf. Man würde den Weg zum Mastkorb und zurück sogar bei Sturm mit geschlossenen Augen finden!“

„Oho...“ meinte Trini, die sich nicht verblüffen liess.

„Aber natürlich“, versicherte der Bursche mit dem ernstesten Gesicht. Dann eilte er über das nasse, glatte Deck, um in den, beim Bug vorne angebrachten Matrosenquartieren zu verschwinden.

## RAUHE HÄNDE — ein gütig' Herz

Vor einem Dutzend Jahren war es, als das Babeli von der Prada in die Fremde zog, hinunter in die Stadt. Babeli hatte acht Geschwister, allen gab das kleine Paradeputzlein weder Arbeit noch Brot. Darum eben ging Babeli von zu Hause fort, obschon es ihm schwer fiel, das Heimdorf zu verlassen; denn es hatte einen Schatz — den Foppa-Thephli. Die beiden hätten gerne je eher, je lieber geheiratet, aber da kein's nichts hatte, waren sie vernünftig genug, mit dem Hochzeiten noch zu warten. Thephli hoffte, mit Holzen und Hirten schön zu verdienen, und Babeli wollte sich in der Stadt die Aussteuer verdienen. Bis sie beide so weit waren, würde allerdings noch viel Wasser den Rhein hinunterflessen.

Babeli war ihrer Herrschaft eine treue Magd. Sie war fleissig von morgens früh bis spät in die Nacht. Sie kochte, rüstete das Gemäse, spülte das Geschirr. Sie kehrte die Böden, klopfte die Teppiche, rieb das Parkett, bis es glänzte wie ein Spiegel. Babeli rieb die Wäsche, wusch und schweuerte, und ihre Hände wurden rau und rissig...

„Rühr' mich nicht an“, meinte einmal die fünfjährige Hortense, die

Kind ihrer Herrschaft. „Du hast ja raue, raue Hände.“

Babeli, das Kinder gar sehr liebte, liess diese Worte weh. Kamen denn die rauhen Hände nicht von ihrer Arbeit für die Meisterleute? Waren raue Hände wiist, abtossend? Waren raue Hände nicht vielmehr etwas, das man achten sollte, auf die man stolz sein konnte? Babeli konnte es gar nicht verstehen, dass ihre verjüngerten Hände nicht liebkosend über einen Mädchenkopf streichen durften. Aber sie versuchte es nicht mehr, Hortensens Freundschaft zu gewinnen.

Schon zwei Jahre war Babeli bei der gleichen Herrschaft im Dienst. Hortense, das Kind, rümpfte, je älter sie wurde, um so mehr, das Näschchen über die rauhen Hände der Magd. Auch sprach es oft sehr geringschätzig über die Dienerin. „Nur die rauhen Hände der Magd“, meinte sie bei dessen Eltern.

Doch es kam die Zeit, wo die kleine Hortense sich willig von Babelis rauhen Händen pflegen liess, damals, als sie an Gehirnhautentzündung erkrankte. Wieviel besser, Babeli wusste, da die rauhen Hände der Magd die Schmerzen zu lindern als die gepflegten, aber

unerfahrenen ihrer Mama! Die fiebernde Hortense wurde viel ruhiger, wenn Babelis Hände auf ihrer heissen Stirn lagen. Und als es mit dem Tod zu kämpfen gab, da wussten die Hände der Magd sich auch bittend im Gebet zu falten.

Hortense genas, aber sie blieb ein armes Ding, schwach am Körper, schwach am Geist. Die vornehmen Eltern schämten sich ihres schwachsinnigen, gebrechlichen Kindes, und sie überliessen es mehr und mehr dem Babeli.

Als der Foppa-Thephli eines schönen Tages sein Babeli besuchen kam, ihm erklärte, dass er sich nun genug Geld erspart habe für etwas Hausrat, Werkzeug und ein paar Geissen, und dass sie nun heiraten könnten, da erschranken sowohl Babeli wie dessen Herrschaft. „Was soll aus der armen Hortense werden?“ das war aller Sorge. Nach kurzem Besinnen wurde man einig, dass das schwache Kind zu den jungen Eheleuten in das Haus am Berg ziehen solle. Seither lebt Hortense in der Foppa. Sie wird dort wie ein Eigenes gehalten. Und Hortense scheute nie mehr Babelis rauhe Hände — sie fühlt nur noch deren gütiges Herz. M. Schwendener-Egli

## Unnützi Tüschig

Federico

Langi Jyt han i mi fälber wölle b'ichje, Gäng besser wölle ih, als daß i eigetti bi, So gemeint, i bruch ds Sündelonto nume z'berfichje, Um wieder es uschuldigs Angeli z'ih!

So ärchtig a myne Gkleider um g'iebe, Daß me emel de ja e tei Bräd dranne g'ieh, Die größte Fiade verfrichte mit Schride, Z der Weinig, daß Petrus ou uf dā Bym göhi!

Es het mi begrechlich de schuderhaft tuuret, Won i ha gieh, daß die Finte nit niht, At nume trody' hinger sym Bart füzerehet: „Besich nid gieh, biich hingerfer ou no verfrüht!“

Z myner Angst han i de wölle umgehe, Da rüeft är mir fründli: „Rei, jeh blyb nume do, Bim Laufe im Bräd cha me d'Sprüg nid verwehre, Ganz suber ich ja no e tei Ginzige cho!“



Schon ist's Mamy weg, und so will ich schnell Papi aufläuten



Hallo, Papi! Da ist Susi! Ja, ich bin allein!



Oha! der Papi schimpft mit mir, w ich alleine aufgelaütet habe



Schon ist er wieder gut, und sagt mir, ich solle noch bra hüten, bis Mama wieder kommt!



Und ein Schokoladchen bekomme ich auch noch, das ist aber fein, ade Papi!